

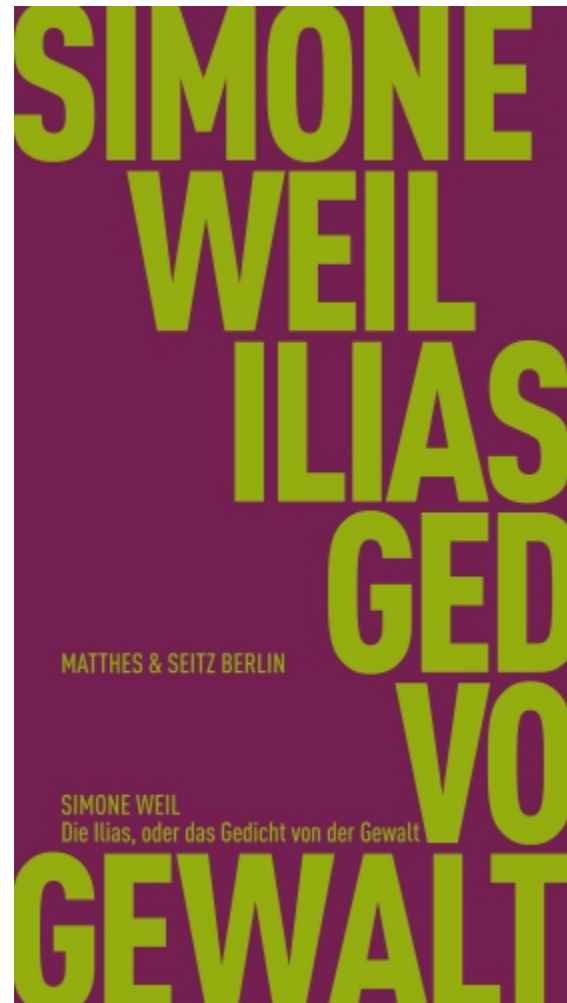
„Dass man die Gewalt niemals bewundern soll“

Simone Weil über die *Ilias*, Europa und
die Condition humaine

von Peter Selg

Vielleicht nicht ganz zufällig erschien 2025 in Berlin ein bemerkenswertes, schmales Werk der französischen Philosophin, spirituellen Sozialaktivistin und Widerstandskämpferin Simone Weil über den Krieg – mehr als 80 Jahre nach der Erstpublikation in französischer Sprache in den Jahren des Zweiten Weltkriegs: „Die *Ilias*, oder das Gedicht von der Gewalt“. In ihrer Arbeit zur *Ilias*, dem „poème de la force“ in 24 „Gesängen“ aus dem siebten oder achten vorchristlichen Jahrhundert, wies Weil wie wohl niemand anderes 1940/41 auf die Eigendynamik der Macht und der Zerstörung unter den Bedingungen des Krieges hin, seelenkundlich bis in alle Einzelheiten. Sie übersetzte das große Gedicht des Trojanischen Kriegs in wesentlichen Passagen neu – und kommentierte es in einem erschütternden Essay.

Es wurde eine Abhandlung über die Gewalt als „Mitte der Geschichte“, über die Dynamik des Krieges und die in ihn Hineingezogenen. Die Gewalt, so ihre Analyse der *Ilias*, verdingliche den Menschen; der Tod lasse das menschliche Leben erstarren, „lang bevor er es auslöscht“. Weil untersuchte die „Versklavung des Menschen“ durch die Gewaltandrohung und Gewaltanwendung, die Verunmöglichung des inneren Lebens, die vollständige Beherrschung der Seele und den Verlust der Empfindung, am Ende selbst des Mitleids, wie Homer dies in der *Ilias* beschrieb. „Niemand hat man mit einer solchen Bitterkeit das Elend des Menschen ausgedrückt, das ihn sogar unfähig macht, sein Elend zu spüren.“ Beschrieben wird in der *Ilias*, die nur 51 Tage eines zehnjährigen Krieges behandelt, auch die Wirkung der Gewalt auf die, die sie zu besitzen vermeinen („Keiner besitzt sie wirklich“), von ihr erfasst und „berauscht“ werden: „Wen die Gewalt besitzt, der bewegt sich in einem widerstandslosen Umkreis, ohne dass irgendetwas in der menschlichen



Materie um ihn herum fähig wäre, zwischen Impuls und Handlung jenen kurzen Abstand zu schaffen, wo das Denken seinen Ort hat.“ Eine „Versteinerung der Seelen“ beschreibt die *Ilias* auf beiden Seiten – auf der Seite der Opfer und auf der Seite der Täter, die am Ende, wie alle Gewaltanwender, „weil sie ihr allzusehr vertrauen“, selbst zugrunde gehen. Die Gewalt, so Simone Weil, vernichte jeden, der sie berühre. In diesem Zusammenhang schreibt sie: „Diese mit geometrischer Strenge erfolgende Strafe, die den Missbrauch der Macht automatisch ahndet, war der wichtigste Gegenstand des griechischen Denkens. Sie bildet die Seele der Epopoë; unter dem Namen der Nemesis ist sie Triebfeder in den Tragödien des Aischylos; die Pythagoreer, Sokrates, Plato gingen von hier aus, um nachzudenken über Mensch und Universum. Ihr Begriff hat sich überall verbreitet, wo der Hellenismus vordrang. Dieser griechische Begriff ist es vielleicht, was unter dem Namen Karma fortbesteht in den vom Buddhismus geprägten Ländern des Orients; doch der Okzident hat ihn verloren und besitzt sogar in keiner seiner Sprachen auch nur noch ein Wort, um ihn auszudrücken; die Vorstellungen von Grenze, Maß, Gleichgewicht, welche bestimmen sein müssten für die Lebensführung, kennen nur noch eine untergeordnete Verwendung in der Technik. Geometer sind wir nur noch angesichts der Materie; die Griechen waren Geometer vor allem im Erlernen der Tugend.“ Die in den gewaltsamen *Ilias*-Krieg Verwickelten wissen, dass sie zugrunde gehen – „die wir umkommen bis zum Letzten“ –, unterliegen jedoch der tödlichen Eigendynamik des Geschehens, das alle Zielvorstellungen aufhebt und sich selbst reproduziert, auch das Kriegsende aus dem Blick verliert und nur noch die Zerstörung kennt, den „Zwang zum Tod“.



Simone Weil schuf im geistigen Dialog mit der uralten *Ilias* ein ungemein dichtes, zeitgenössisch hochaktuelles, dramatisches Panorama: „Die Leichtfertigkeit derer, welche ohne Respekt mit jenen Menschen und Dingen umgehen, die ihnen tatsächlich oder vermeintlich ausgeliefert sind, die Verzweiflung, die den Soldaten zum Zerstören zwingt, die Vernichtung der Sklaven und des Besiegten, die Massaker, alles trägt bei zu einem einheitlichen Bild des Grauens. Die Gewalt ist sein einziger Held.“ Weil betonte jedoch auch den besonderen „Ton“ der *Ilias*, die das geschilderte Geschehen in keiner Weise verherrlicht, sondern das genaue Gegenteil unternimmt. Es ist kein Epos des Sieges, der Siege oder des Siegers, sondern die Beschreibung einer

humanitären Katastrophe, die von Anfang bis Ende von tiefer Trauer durchzogen wird: „[...] Eine solche Häufung von Gewalttaten wäre kalt ohne den Tonfall von unheilbarer Bitterkeit, der andauernd spürbar ist, wenn auch häufig nur durch ein einziges Wort, oft sogar durch eine Zäsur im Vers, einen Zeilensprung. Das ist es, was die *Ilias* einzigartig macht, diese Bitterkeit, die aus Zärtlichkeit hervorgeht und ausstrahlt über alle Menschen, gleichmäßig wie das Sonnenlicht. Niemals verstummt dieser Ton, durchdrungen von Bitterkeit, niemals auch erniedrigt er sich bis zur Klage. Gerechtigkeit und Liebe, die kaum Platz haben können in diesem Bild extremer und ungerechter Gewalttaten, tauchen es in ihr Licht, ohne je anders spürbar zu sein als durch den Tonfall. Keine Kostbarkeit, zum Untergang verurteilt oder nicht, wird verachtet, das Elend aller wird gezeigt ohne Verschleierung oder Dünkel; kein Mensch findet seinen Platz über oder unter der allen gemeinsamen Condition humaine; alles was zerstört wird, wird beklagt. Sieger und Besiegte, gleichermaßen nah, auf gleichem Rang, sind seinesgleichen für den Dichter und den Hörer. Gibt es einen Unterschied, dann den, dass womöglich das Unglück der Feinde noch schmerzlicher empfunden wird. [...] Alles, was abwesend ist im Krieg, alles, was der Krieg zerstört oder bedroht, ist in der *Ilias* umhüllt von Poesie; die Geschehnisse des Krieges sind es nie. Der Übergang vom Leben zum Tod wird niemals verschleiert durch irgendein Verschweigen: „Nun fielen aus die Zähne; auf zwei Seiten trat / Blut aus den Augen; / Blut, das er aus Lippen und Nase / Hergab mit offenem Mund; / Tod umhüllte ihn mit schwarzer Wolke.“ Simone Weil hob auch den außerordentlichen Gerechtigkeitssinn hervor, den die *Ilias* ausstrahle; sie habe darin möglicherweise „unbekannte Vorbilder“ aus deutlich früheren Zeiten, jedoch keine Nachfolger oder Nachahmer. „Kaum spürt man, dass der Dichter Grieche ist und kein Troer ...“ – es geht in der *Ilias* nicht um die eigene Nation, sondern um die *Conditio humana*, um den Menschen inmitten der Dynamik von Gewalt und Tod.

Am Schluss von Simone Weils lesenswerter, weil hochaktueller Abhandlung heißt es: „[...] Nichts, was die Völker Europas geschaffen haben, gleicht an Wert dem ersten bekannten Gedicht, das in einem von ihnen entstand. Vielleicht vermögen sie den epischen Genius wiederzufinden, wenn sie erst begreifen, dass nichts sicher ist vor dem Schicksal, dass man die Gewalt niemals bewundern soll, die Feinde nicht hassen und die Unglücklichen nicht verachten. Man muss bezweifeln, dass dies bald geschieht.“ Wie recht Simone Weil hatte – „*Il est douteux que ce soit pour bientôt ...*“

Simone Weil: Die Ilias, oder das Gedicht von der Gewalt
Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2025, 102 Seiten, 12 €

Foto: Simone Weil in Marseille, Frühjahr 1941